

Margaret Atwood 2017

Reden anlässlich der Verleihung des
Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 2017
Sonntag, 15. Oktober 2017

Hinweis: Die ausschließlichen Rechte für die Reden liegen bei den Autoren.
Die Nutzung der Texte ist ohne ausdrückliche Lizenz nicht gestattet, sofern
nicht gesetzliche Bestimmungen eine Nutzung ausnahmsweise erlauben.

Emcke 2016
Kermani 2015
Lanier 2014
Alexijewitsch 2013
Liao 2012
Sansal 2011
Grossman 2010
Magris 2009
Kiefer 2008
Friedländer 2007
Lepeniec 2006
Pamuk 2005
Esterházy 2004
Sontag 2003
Achebe 2002
Habermas 2001
Djebar 2000
Stern 1999
Walsen 1998
Kemal 1997
Vargas Llosa 1996
Schimmel 1995
Semprún 1994
Schorlemmer 1993
Oz 1992
Konrád 1991
Dedecius 1990
Havel 1989
Lenz 1988
Jonas 1987
Bartoszewski 1986
Kollek 1985
Paz 1984
Sperber 1983
Kennan 1982
Kopelow 1981
Cardenal 1980
Menuhin 1979
Lindgren 1978
Kotakowski 1977
Frisch 1976
Grosser 1975
Frère Roger 1974
The Club of Rome 1973
Korczak 1972
Dönhoff 1971
Myrdal 1970
Mitscherlich 1969
Senghor 1968
Bloch 1967
Bea/Visser 't Hooft 1966
Sachs 1965
Marcel 1964
Weizsäcker 1963
Tillich 1962
Radhakrishnan 1961
Gollancz 1960
Heuss 1959
Jaspers 1958
Wilder 1957
Schneider 1956
Hesse 1955
Burckhardt 1954
Buber 1953
Guardini 1952
Schweitzer 1951
Tau 1950

Peter Feldmann

Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt am Main

Grußwort

Die Frankfurter Paulskirche steht für unseren Begriff von Freiheit, Meinungsfreiheit insbesondere, für eine Literatur, die sich nicht versteckt, für Positionierung im politischen Raum. Deshalb ist es wunderbar, den Friedenspreis hier an Margaret Atwood zu verleihen.

Der Frankfurter Friedenspreis ist eine der weltweit angesehensten Auszeichnungen. Er sendet eine klare Botschaft und erinnert an die politische Dimension der Kunst.

Die Kanadierin Margaret Atwood lebt in einer Stadt, die seit 1989 Frankfurts Partnerstadt ist: Toronto. Eng verbunden mit unserer Region ist auch ihr Hauptwerk »Der Report der Magd«, verfilmt als »Die Geschichte der Dienerin« von einem Regisseur aus dem nahen Wiesbaden, Volker Schlöndorff.

*

In diesem Jahr war Frankreich Gastland der Buchmesse, und bei Emmanuel Macrons Besuch waren er und ich darin geeint: Es muss die Initiative der Regierungen Deutschlands und Frankreichs sein, Europa neuen Schwung zu verleihen, damit es aus der Krise geführt wird.

Auch Deutschland ist nicht frei geblieben von den Verführungen der Rechtspopulisten, wie die Bundestagswahl uns vor Augen geführt hat. Umso wichtiger ist es in diesen Zeiten, an das gemeinsame europäische Erbe zu erinnern und ein Europa der Zukunft aktiv zu gestalten. Dafür braucht es Mut, Engagement, Ideen, Innovation - und Emotionen, die Bücher auslösen können.

Wenn Emotionen der Aufklärung dienen, sind sie Transportmittel für mehr Wissen und Empathie. Die Buchmesse ist ein Symbol für die Weltoffenheit und Internationalität Frankfurts - einer Stadt mit 180 Nationen, 200 Sprachen und einer jahrhundertelangen Migrationsgeschichte.

In Frankfurt ist Platz für vieles, aber kein Platz für Ausländerfeindlichkeit, Rassismus, Antisemitismus oder Ähnliches. Die Welt, sie braucht weniger Trump, weniger Spalter, weniger Hass, weniger Rechtspopulismus, mehr Aufgeschlossenheit, mehr Solidarität, mehr Frieden.

*

Margaret Atwoods Schreiben ist vielseitig und anspruchsvoll. Sie stellt den Menschen mit seinen Ambivalenzen und Widersprüchen ins Zentrum. Vor allem hat Margaret Atwood ihren Ruhm immer genutzt, um sich einzusetzen: für die Gleichberechtigung von Mann und Frau ebenso wie für den Kampf gegen die globale Erwärmung, für den Natur- und Tierschutz.

Liebe Frau Atwood, ich weiß nicht, ob Sie die alte Frage, ob Bücher die Welt verändern, bejahen würden. Wir Leser können Ihnen aber sagen, dass Ihre Bücher unsere Welt verändert haben. Ihr Werk hat unseren Sinn für Feminismus und für die Akzeptanz dessen, was Science-Fiction ist, geschärft.

Dieser Festakt, mit dem wir die diesjährige Buchmesse feierlich beenden, erinnert daran, dass es bei diesem großen Forum der Ideen, Geschichten und Diskurse immer auch um Menschheitsfragen geht. Und so sind Sie, Frau Atwood, eine geradezu idealtypische Botschafterin für den Friedenspreis. Wir zeichnen mit der diesjährigen Friedenspreisträgerin eine Erzählerin von Weltrang aus. Frankfurt gratuliert Margaret Atwood auf das Herzlichste zum Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 2017!

Heinrich Riethmüller

Vorsteher des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels

Grußwort

*Meine Liebe, es ist Zeit, aufzustehen.
Die Brücke in Richtung Abgrund stürzt ein.
Wenn du platzst, beiß dich fest an meinem Willen.
Zweifel beginnt mit dem Stein des Sisyphos.
Glaube fängt an mit dem Hausschlüssel, den du verloren hast.
All meine Panik und meinen Hass
geb ich dir, dir allein.
So kann ich noch einmal,
ganz kostbar,
meinen Kopf hoch halten
bis zur dunkelsten Stunde.*

Den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels heute zu verleihen, ohne an den chinesischen Schriftsteller und Dichter Liu Xiaobo zu erinnern, wäre nicht angemessen. Liu Xiaobo, der Friedensnobelpreisträger von 2010, starb am 13. Juli dieses Jahres nach elf Jahren Gefängnis und Isolationshaft. Er war nicht nur der prominenteste Kritiker Chinas, sondern auch einer der einflussreichsten Dichter und Denker seines Landes. In ihm und seinem Werk vereinigt sich vieles, was uns wichtig ist und was wir so bewundern. Auf der einen Seite Tugenden wie Mut und Unbeugsamkeit, auf der anderen Seite poetische Kraft, Sprachgewalt und analytische Schärfe. Die Essays und Gedichte von Liu Xiaobo gehören mit zum Eindringlichsten, was die Literatur in China zu bieten hat.

Gerade an seinem Fall lässt sich erkennen, wie unmenschlich, selbstherrlich, aber auch wie verängstigt Regime und Diktaturen reagieren, wenn sie sich durch Kritik herausgefordert sehen. Und Poesie scheint für sie manchmal gefährlicher zu sein als offener Widerstand.

*

Margaret Atwood, die wir heute ehren, hat sich mit vielen anderen Intellektuellen für die Freilassung von Liu Xiaobo eingesetzt. Auch sie ist eine Mahnerin für Frieden und Freiheit, auch sie setzt sich in ihrem Werk für die Werte einer demokrati-

schen und pluralistischen Gesellschaft ein. Außerdem engagiert sie sich im Umweltschutz und warnt entschieden vor dem Untergang der Zivilisation.

Bereits 1984, in dem Jahr, das wir alle mit dem Zukunftsroman von George Orwell verbinden, schrieb sie – in der Zeit des Kalten Krieges und teilweise in West-Berlin lebend – ihren Roman »Der Report der Magd«. Diese dystopische und düstere Geschichte prägte eine ganze Generation und wurde zu einem internationalen Bestseller. Margaret Atwood beschreibt darin eine kalte, totalitäre Gesellschaft, in der religiöse Fundamentalisten die Macht übernommen haben, in der Frauen entmündigt und als Gebärmaschinen missbraucht und Menschen vollkommen überwacht werden. »Der Report der Magd« ist ein Plädoyer für Demokratie und Frauenrechte, gegen Rassismus und Entmündigung.

Als wir vor wenigen Wochen Margret Atwood in Kanada besuchten, um den heutigen Tag zu besprechen, kamen wir sehr schnell auf die außergewöhnliche politische Entwicklung in den USA zu sprechen. Mit einem Seufzer sagte sie, »Ich bin wohl der einzige Mensch auf dieser Welt, der von Donald Trump profitiert«. Sie meinte damit ihren überraschenden und plötzlichen großen Erfolg ihrer schon vor langer Zeit geschriebenen Romane, die in vielen Ländern eine Renaissance erfahren

und auf einmal eine beängstigende Aktualität besitzen. Offenbar fühlen sich viele Leser von den Visionen Atwoods angezogen, sehen Parallelen zu unserer Zeit und suchen in ihnen Ähnlichkeiten zu heutigen Machtstrukturen und Machthabern.

Dass in Zeiten der Bedrohung, in Zeiten von Zukunftsangst und Unsicherheit, Menschen in der Literatur Rat und vielleicht auch Antworten auf drängende Fragen suchen, ist ein erstaunliches Phänomen. Wenn wir spüren, dass die Welt aus dem Lot zu geraten scheint, dass Vertrautes bedroht wird, greifen wir zu Büchern und hoffen, hier Bestätigung, neue Erkenntnisse und Trost zu finden. Bücher sind Fluchtpunkte, Bojen in Zeiten der Verunsicherung. Sie dienen der Überprüfung eigener Standpunkte. Sie komprimieren und speichern das Wissen und die Erfahrungen der Dichter und Denker, die die Welt beschreiben, wie sie ist oder wie sie sein könnte, oft in der Hoffnung, damit etwas bei ihren Lesern zu bewirken.

*

Angesichts der Gräueltaten des Naziregimes und der Tatenlosigkeit, wenn nicht sogar Anbiederung, der Buchbranche haben Verleger und Buchhändler 1950 den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ins Leben gerufen. Dies geschah in der Überzeugung, dass der Buchhandel künftig eine besondere Verantwortung bei der Vermittlung von Frieden und Freiheit tragen müsste.

Seit der ersten Verleihung legen die gewählten Preisträgerinnen und Preisträger in ihren Reden Zeugnis ab von einer Welt, die nie vollkommen war. Sie prangern Unrecht und Unterdrückung, Hass und Krieg an. Sie rufen uns immer wieder in Erinnerung, dass uns allen, die wir das Privileg haben, in sicheren Verhältnissen zu leben, auch die Verpflichtung zukommt, uns für eine friedliche, ökologische und gerechte Welt einzusetzen.

Mit ihren Gedichten schärft Margaret Atwood unseren Blick für das Leben in all seinen Facetten, für seine Ungewissheiten, seine Widersprüche, seine Schönheiten. Sie öffnet uns mit ihren Romanen aber auch die Augen dafür, wie düster eine Welt aussehen kann, wenn wir unseren Verpflichtungen für ein friedliches Zusammenleben nicht nachkommen. Für dieses wache Bewusstsein, dem Kern ihrer Literatur und Poesie, wollen wir sie heute auszeichnen und somit dem Satz von Liu Xiaobo Folge leisten: »Das Schöne am geschriebenen Wort ist, dass es wie ein Licht der Wahrheit im Dunkeln leuchtet.«

Eva Menasse

»Die Präzision der Messerwerferin«

Laudatio auf Margaret Atwood

Was für eine Freude und Ehre, eine Lobrede auf Margaret Atwood zu halten! Sie ist seit langem ein Vorbild und ein Ansporn, in erster Linie natürlich wegen ihrer Literatur, die zu rühmen heute vor allem schmerzhaft Beschränkung bedeuten wird. Denn allein über ein paar von ihren Erzählungen könnte und würde ich gern Vorträge in Vorlesungslänge halten, über die Präzision der Messerwerferin, mit der sie ihre Figuren mit drei, vier Sätzen nicht nur umreißt, sondern unvergesslich macht, über das dramaturgische Genie, mit dem sie gerade in der kleinen Form zwischen den Zeitebenen tänzelt. Und natürlich über ihren Röntgenblick, der keine Ausflüchte und Niedrigkeiten der Menschen zu übersehen gewillt ist, worüber sie jedoch mit ihrem frechen Humor hinwegtröstet.

Ebenso sehr zu bewundern ist Margaret Atwoods politische Stimme, eine Stimme, die – ich werde gleich darauf zurückkommen – einerseits direkt aus ihrer Literatur spricht, sich andererseits aber auch außerhalb davon immer wieder vernehmen lässt, in pointierten Interviews, oder in ihrer klug-vergnüglichen Schrift zum Thema Schulden, dem Band namens »Payback«. Darin führt sie den Beweis, dass es auch in den Werken der Literatur oft genug die wirtschaftlichen Fehlritte sind, die die Heldinnen und Helden erst in den Untergang reißen. Die moralischen Verfehlungen allein sind es nicht. Aber irgendwie verdrängen wir immer, dass etwa Madame Bovary sich in ihrer Verzweiflung auch haltlos überschuldet hat. Wer weiß, wie es sonst mit ihr gekommen wäre. Hätte sie womöglich, schwer beschädigt zwar, aber: überlebt? Das komplizierte, vergiftete Verhältnis zwischen Gläubiger und Schuldner, das ganze haushalterische Desaster – wir übersehen es gern in den Romanen und widmen unsere Aufmerksamkeit stattdessen lieber dem emotionalen Drama. Darauf hat die fast furchterregend belesene Margaret Atwood aufmerksam gemacht: Wie eine kassandrische Prophezeiung erschien ihr Großessay, den sie im Sommer 2008 verfasste, also nur Monate, bevor mit dem Zusammenbruch der Investmentbank »Lehman Brothers« die weltweite Finanzkrise ausbrach.

*

Dazu ist Margaret Atwood eine immens kreative und produktive Autorin, ihr Werk ist von tropi-

scher Vielfalt und reicht von wie hingetupften autobiographischen Erzählungen zu aufwendig ausgestalteten Zukunftsromanen. Ich bin nicht sicher, ob sie selbst weiß, wie viele Bücher sie geschrieben hat. Jedenfalls ist ihr etwas gelungen, was nach wie vor die Ausnahme ist: auf dem Gebiet der Literatur als Frau ein Weltstar zu werden.

Sie kennen wahrscheinlich das verzwickte Spiel und können es ja später gleich beim Mittagessen selbst spielen: Einer sagt ein Land, und die anderen bemühen sich, eine zeitgenössische Autorin von internationalem Rang und Bekanntheit zu nennen. Für ein paar gesegnete Länder und die gängigen Weltsprachen wird das schnell gelingen, für Kanada, Margaret Atwoods Heimat, fällt einem nach der Londoner Busformel sogar noch eine zweite ein. (Sie kennen die Londoner Busformel? *Erst kommt lange keiner, dann gleich zwei auf einmal*). Dennoch: Beim spontanen Frauen&Literatur-Spiel wird die Weltkarte einige große weiße Flecken aufweisen. Und wir alle wissen, dass es nicht an den Frauen liegt.

Es ist oft genug gesagt worden, das Frauenthema sei eines der Lebensthemen Margaret Atwoods. Ich halte dagegen. Durchaus auch aus eigener gelangweilter Erfahrung ist mir bestens bewusst, dass bei weiblichen Schriftstellern viel genauer auf das statistische Verhältnis zwischen Männer- und Frauenfiguren, Männer- und Frauenangelegenheiten geachtet wird. Ich möchte behaupten, dass nur Autorinnen Fragen gestellt werden wie: »Finden Sie es schwierig, sich in männliche Protagonisten einzufühlen?« oder »Warum kommen in Ihren Texten so viele Patchworkfamilien vor?«

Wer dann noch mit »Der Report der Magd« einen Roman, ihren wahrscheinlich bekanntesten, geschrieben hat, der *vermeintlich* von der Unterdrückung der Frauen handelt – in Wahrheit handelt er vom Totalitarismus, dem aber die Frauen immer als eine der ersten zum Opfer fallen –, hat sich für die Frauenecke schon beinahe überqualifiziert.

Nein, ich glaube, Margaret Atwoods Werk zeigt besonders gut, wie Literatur sein muss, um auch eine politische Wirkung zu entfalten. Es zeigt, wie politische und gesellschaftliche Analysen Eingang finden, ohne die Literatur zu verbiegen oder zu

beschweren. Ganz im Gegenteil verleiht diese Grundierung durch Zeitgenossenschaft der Literatur erst ihre Dringlichkeit und Tiefe.

Und damit weitet sich dann automatisch das immer ein wenig herablassend so genannte »Frauenthema« auf die Fragen von Macht und Ohnmacht, die ja das Thema der Literatur sind von allem Anfang an, von Homer über das »Nibelungenlied« und Shakespeare bis heute.

*

Ich habe den Roman »Der Report einer Magd« vor circa einem halben Jahr aus Zufall gelesen – also 32 Jahre nach seinem Erscheinen, aber noch in keinem Zusammenhang mit dem erfreulichen Anlass heute. Es war eines dieser Bücher, das ich immer schon einmal lesen wollte und das einem dann eines Tages zwischen die Finger gerät. Eine faszinierende Lektüre, literarisch einprägsam besonders aufgrund der streng durchgehaltenen personalen Perspektive, die den Leser immer nur so viel wissen lässt, wie die Protagonistin selbst weiß. Sie hieß früher offenbar June, wird jetzt aber einfach mit einem Patronym gerufen, das bezeichnet, welchem Mann sie gerade gehört. Die Erzählweise aus der Sicht dieser erst vor kurzem versklavten Frau erzeugt fast Klaustrophobie. Aber damit gelingt es Margaret Atwood, die Erfahrung der Hauptfigur fast direkt auf den Leser zu übertragen: Man schlägt das Buch auf und steckt sofort in einer archaischen Welt voller Unterdrückung und Überwachung. Und mit einem Mal hält man für möglich, selbst eines Tages aufzuwachen, und die Welt wäre anders geworden, aber eben nicht ganz fremd und unbekannt, sondern bloß radikalisiert in einer Richtung, die auch in unserer Gegenwart verborgen möglich scheint. So wie Demokratie leider kein unumkehrbarer Zustand ist, ist es auch die Gleichberechtigung nicht.

Während der Lektüre habe ich mich fast auf jeder Seite gefragt, ob es sich um einen der Romane handelt, die dreißig Jahre später womöglich noch viel aktueller sind als zum Zeitpunkt des Erscheinens, ob sich die Lesart über die Jahrzehnte verändert, oder ob der Sog des Romans gerade in dieser Fluidität liegt. Denn das Bild des brutalen Überwachungsstaats, in dem die wenigen Frauen, die noch fruchtbar sind, zu Gebärmaschinen, zu Leihmüttern für die neue Oberschicht versklavt werden, changiert von Seite zu Seite. Mal fühlt man sich an fundamentalistische christliche Sekten erinnert, dann an den Islam in seiner schlimmsten Form, mal fühlt es sich eher nach Mittelalter an, dann wieder nach einer gar nicht fernen Zukunft, in der

sich die Auswirkungen von Umweltkatastrophen mit einer neuen Prüderie verbunden haben. Diese Dinge hängen ja fatal zusammen: Falls wir Menschen eines Tages die Welt zu einem Großteil ruiniert haben sollten, wäre es dann nicht zwingend, dass wir uns *um jeden Preis* der Erhaltung unserer Art widmen müssten? Dass man dann auf den Gedanken kommen wird, die Freiheit einer noch fruchtbaren Frau dem größeren Gut zu opfern? Wie in allen Dystopien von Margaret Atwood ist der Angelpunkt der Handlung auch hier die Umweltzerstörung (und eben nicht die Unterdrückung der Frauen). Wenn der Lebensraum knapp wird, ist der Rückfall in alle denkbaren Totalitarismen nur folgerichtig.

*

Zu den unbehaglichen, zugleich besonders witzigen Passagen – und die leichthändige Verbindung dieser zwei weit auseinanderliegenden Empfindungen ist ein weiterer Beweis für die Meisterschaft der Autorin – gehören die Rückblicke auf die uns gut bekannte, liberale Welt *vor* der Machtergreifung durch die gnadenlosen Puritaner. Es sind Schlaglichter auf die altbekannten Debatten des Feminismus. Drückt eine freizügige, den weiblichen Körper zur Schau stellende Mode einfach nur Selbstbewusstsein aus? Ist sie wirklich ein Ausweis von Freiheit oder doch immer auch ungewollte Unterwerfung unter ein sexistisches Frauenbild? Besteht die Generation von Junes Mutter aus verbiesterten Ideologinnen in Latzhosen – in Deutschland würden wir sie die Emma-Generation nennen? Oder haben vielmehr die jüngeren Frauen einen riskanten Schritt rückwärts getan, indem sie die Gleichberechtigung für durchgesetzt und deren alt gewordene Vorkämpferinnen für unangenehm gestrig hielten? Wie Nadelstiche werden uns diese Reizthemen an den Rändern der eigentlichen Handlung versetzt.

Die Stärke dieses Romans liegt jedenfalls bis zum Schluss darin, sich nicht festzulegen, offen zu bleiben für Widerspruch und Interpretation. Das menschenzüchtende Regime ist widerlich und brutal – das ist schon klar. Dennoch bekommt man sogar Mitleid mit einigen seiner Repräsentanten, die die Unfreiheit des Systems, das sie an die Macht gebracht hat, ja selbst sehr schnell zu spüren kriegen.

Aber müsste die Gesellschaft *davor* nicht selbst ein paar Weichen für solch eine fundamentalistische Revolution gestellt haben? Das ist eine Frage, die wir uns heute definitiv drängender stellen als vor dreißig Jahren. Und das ist, neben einem US-

Präsidenten, der damit prahlt, wo er Frauen gern anfasst, mit ein Grund, warum »The Handmaid's Tale«, wie der Roman im Original heißt, in den USA gerade eine fast unwahrscheinliche Renaissance erlebt: als Fernsehserie, jenem Genre, von dem ja manche meinen, dass es den breitenwirksamen Großroman, den Fortsetzungsroman der vorigen Jahrhundertwende abgelöst hat. Gerade hat die Serie fünf Emmys gewonnen. Was kann man sich als Schriftstellerin mehr wünschen, als dass ein »altes Werk« Jahrzehnte später aktueller und erfolgreicher ist denn je? Vielleicht nur, dass der Weltenlauf nicht den eigenen Angstvisionen zu folgen schiene.

*

Wir haben, wie gesagt, zu wenig Zeit, um die Reichtümer von Margaret Atwoods Werk auch nur annähernd abzuschreiten. Deshalb wollte ich einen Schwerpunkt auf die bei ihr so geglückte Verbindung zwischen Literatur und gesellschaftspolitischer Analyse legen, wie es der nur an Jahren alte Roman »Der Report der Magd« so eindrucksvoll vorführt. Wenn das gelingt, wenn also politisches, gesellschaftspolitisches Bewusstsein in die Erzählkunst einfließt, dann wachsen die beiden gemeinsam weit über ihre jeweiligen Kreise hinaus.

Politische Erkenntnis kann man aber über der Erzählkunst nicht verteilen wie mit dem Rasensprenger. Es ist geradezu umgekehrt: Eine Autorin wie Margaret Atwood ist in erster Linie eine Geschichtenerzählerin. Ihr Sensorium für die menschliche Natur und ihren politischen Verstand benutzt sie jedoch als das Grundwasser, von dem sie diese Geschichten nährt. Das lässt sich an manchen, scheinbar kleinen Erzählungen ebenso gut zeigen wie an den großen Zukunftsromanen, etwa der MaddAddam-Trilogie, die in einer Zeit spielt, in der sich die Menschheit durch hemmungslose Genmanipulationen an Menschen, Tieren und Pflanzen so gut wie ausgerottet hat.

Dabei kommt ihr eine zweite Fähigkeit gelegen, die für gute Schriftsteller ebenso unentbehrlich ist wie der scharfe Blick für die wichtigen Details: nämlich fast das Gegenteil davon, ein Talent zum Hochrechnen, eine Weitsicht, mit der sich die ganz große Linie ziehen läßt. Wo Margaret Atwood einen unruhigen Wassertropfen sieht, kann sie voraussehen und voraus erzählen bis zur Sturmflut.

Weniger mathematisch könnte man das auch einfach Phantasie nennen, eine in alle Richtungen blühende und rankende Phantasie. Sie ist das unentbehrliche Organ dieser Schriftstellerin, mit dem

alles verarbeitet, verdaut, überformt wird. So natürlich auch Autobiographisches.

Es liegt ein besonderer Reiz darin, über einen relativ kurzen Zeitraum viele Bücher von ein und derselben Autorin zu lesen. Zusammenhänge, Variationen von Motiven und autobiographische Myzelien treiben noch deutlicher hervor. Die wilde und rauhe Natur Kanadas ist solch ein Motiv, aber in Margaret Atwoods Büchern ist diese Natur zwar potenziell tödlich, aber nicht feindlich - eine feindliche Absicht können nur Menschen haben. Für den, der ihre Gefahren kennt und respektiert, kann diese Natur im Gegenteil zum mächtigen Beschützer werden, wie in ihrem poetisch-ergreifenden, frühen Roman »Der lange Traum«: Ein Mädchen, das wie die Biologen-Tochter Margaret Atwood in diesen Wäldern, an diesen Seen aufgewachsen ist, gräbt sich in einer Lebenskrise buchstäblich in der Erde ein, um zurück in ihren Schoß zu kriechen.

Andere Figuren treten in Margaret Atwoods Büchern immer wieder auf, so ein älterer Bruder, der ein bewundertes, aber emotional nicht erreichbares naturwissenschaftliches Genie ist, oder eine patente Mutter, die am Ende ihres Lebens nichts mehr sieht und nur noch auf einem Ohr ein wenig hört. In dieses verbliebene Ohr müssen ihre Kinder hineinrufen wie in einen langen Tunnel, ohne zu wissen, ob die Nachrichten noch ankommen. Eine wiederkehrende Figur ist außerdem der Typus des osteuropäischen Flüchtlings. Charmant und den Frauen zugeneigt, ist er den Wirren des Zweiten Weltkriegs knapp entkommen und verbirgt sorgfältig seine Traumatisierungen vor der ahnungslosen kanadischen Gesellschaft. Das schillerndste Exemplar davon spielt die Hauptrolle in einer meiner Lieblingserzählungen von Margaret Atwood, die auf Deutsch »Tipps für die Wildnis« heißt. Es ist fast ungehörig, welches Kunststück sie hier auf gerade dreißig Seiten vollbringt: die komplizierten Beziehungen dreier Schwestern zueinander und zu eben jenem fremdartigen Herzensbrecher und Schlitzohr, diesmal aus Ungarn gebürtig, der zwar die jüngste Schwester, die reine, naive Schönheit, geheiratet hat, aber seit Jahrzehnten aus reiner Gewohnheit auch mit der mittleren, der frechen, lebenslustigen schläft. Die Geschichte spielt an einem Vormittag, in maximal zwei Stunden, gleichzeitig werden vergangene Jahrzehnte mit leichter Hand miterzählt. Und das alles in einem herrlich blasierten, vor Ironie knisternden Ton, der einen so gut unterhält, dass er die moralische Enttötung abmildert über die Ungeheuerlichkeit, die unser George - er hieß anders, aber das hätte nie-

mand aussprechen können – auf den letzten Seiten begeh.

*

Und es gibt noch ein wiederkehrendes Thema, nicht im Vordergrund, aber auch nicht gerade versteckt. Die Frau als kreatives Wesen – das wird in vielen Büchern Margaret Atwoods angespielt. Seien es Malerinnen, Dichterinnen, Lektorinnen oder Illustratorinnen – all ihre Frauenfiguren haben selbst keine hohe Meinung von ihren freiberuflichen Tätigkeiten, sogar wenn sich damit Geld verdienen lässt. Dabei kämpfen sie nicht nur mit ihrem eigenen kritischen Blick, sondern sind ständig dabei, ihre Erfolge vor den Männern herunterzuspielen. Im Roman »Katzenauge« führt das zu köstlichen Szenen, wenn die Hauptfigur, eine erfolgreiche Malerin, Jahrzehnte nach der Scheidung vorübergehend im Atelier ihres Exmannes logieren darf. Er, der sich früher als kompromissloses Genie gebärdet hat, fertigt nun für Horrorfilme Körperteile aus Gips an. Damals, in ihrer gemeinsamen Jugend, hatte er nicht verhehlt, dass er ihre Kunst für belanglos hielt. Das stellte sie vor die Frage, ob sie weitermachen sollte.

Zitat: »Darin liegt Freiheit: Weil das, was ich mache, belanglos ist, kann ich machen, was ich will.« Und nun wohnt sie, in den Tagen vor der Vernissage ihrer eigenen großen Retrospektive, zwischen seinen halben Köpfen und abgerissenen Armen aus Gips.

Auf die satirische Spitze getrieben hat Margaret Atwood diese Konstellation nun in ihrem jüngsten Erzählungsband, »Die steinerne Matratze«. Die drei ersten Erzählungen sind zu einer Art Triptychon verwoben: Wir lernen Constance kennen, eine wunderliche alte Frau, die, wenn sie nicht weiter weiß, von ihrem Ehemann aus dem Jenseits Anweisungen erhält. Am liebsten flüchtet sie sich an ihren Computer, in eine Datei namens Alphinland – erst langsam begreift der Leser, dass die konfuse Constance eine Berühmtheit ist, Schöpferin einer weltweit bekannten Fantasy-Serie, die inzwischen auch als Film und als Computerspiel vermarktet wird. Die zweite Erzählung handelt von ihrer Jugendliebe Gavin, einem preisgekrönten Lyriker, dessen Ruhm sich jedoch vor allem auf die ziem-

lich expliziten Liebesgedichte gründet, die er damals, ein kanadischer Möchtegern-Ovid, an »meine Holde« geschrieben hat – der *Nom de Plume* der jungen Constance. Alt und krank, hat er inzwischen sogar von den Frauen genug, auch von seiner um 30 Jahre jüngeren dritten Ehefrau, die ihm schon wieder so eine devote Doktorandin anschleppt. Umso fassungsloser ist er, als sich die junge Dame gar nicht für seine Sonette, sondern für den Fantasy-Schrott seiner ersten Freundin Constance interessiert, der er in selbstmitleidigen Momenten als seiner einzigen Liebe und Muse hinterherweint. Margaret Atwoods dramaturgisches Talent ist im Geflecht dieser drei Erzählungen wieder in aller Pracht zu besichtigen. Die kompositorische Kunstfertigkeit wird dabei verblüffend kontrastiert durch den derben Humor, mit dem sie die Schrecken des Alterns bis in peinlichste Details ausbreitet. Aber am komischsten bleibt doch der versteckte Verweis auf das eigene Lebenswerk: Frauen, die schreiben – das sind und bleiben schrullige Gestalten, denen das Talent, sich wie die Männer zu stilisieren, schreiend abgeht. Zumindest in diesem sarkastischen Triptychon muss sich der aufgeblasene Mann seine Selbstinszenierung am Ende doch eingestehen, wenn es nämlich ans Sterben geht.

Ist hier also wirklich ein selbstironischer Kommentar versteckt, oder handelt es sich bloß um eine sehr unterhaltsame Geschichte? Wie überall in Margaret Atwoods Werk steckt beides darin. Ihre Erzählungen sind realistisch, wahrhaftig, und immer ein wenig beispielhaft. Vor allem zeigen sie die anderen Möglichkeiten auf. Möglichkeiten liegen ja überall und in allem. Indem wir leben, treffen wir ständig Entscheidungen, die Möglichkeiten vernichten, Tag für Tag, Jahr für Jahr. Nur im Schreiben kann man sie wieder lebendig machen, die Varianten ans Licht holen, lachen und weinen darüber, was alles möglich gewesen wäre. Der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels für diese großartige Schriftstellerin, für diese boshaft kichernde weise Frau – das war eine Möglichkeit. Nun ist er hochverdiente Wirklichkeit.

Margaret Atwood

»Geschichten in der Welt«

Dankesrede

Meine Damen und Herren, sehr geehrte Gäste, meine deutschen Freunde, Verlagsmensen, Buchhändler, liebe Leserinnen und Leser: Bitte verzeihen Sie mein Deutsch. Es gibt wenig Hoffnung für eine Nordamerikanerin, die in den Neunzehnhundertundfünfziger Jahren Deutsch im Gymnasium in Toronto, Kanada, gelernt hat. Aber heute ist es eine schöne Gelegenheit, Sie in Ihrer Sprache zu begrüßen.

*

Es ist mir eine große Ehre und auch eine Freude, hier heute bei Ihnen zu sein und diesen überaus renommierten Preis entgegenzunehmen – den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Ich bin mir bewusst, dass ich mich damit in die lange Reihe höchst talentierter, versierter und wahrhaft mutiger internationaler Schriftsteller einreihe, die bis in die 1950er Jahre zurückreicht. Es ist mir auch deshalb eine besondere Ehre, weil Buchhändler von Natur aus aufmerksame Leser sind – und damit zu den »lieben Lesern« zählen, für die jeder Schriftsteller schreibt – der »liebe Leser«, der die Flaschenpost mit der Botschaft findet, die man als Schriftstellerin ins Meer der Wörter und Geschichten geworfen hat, und der sie öffnet, die Botschaft lesen und glauben wird, dass sie tatsächlich etwas bedeutet. Für eine Schriftstellerin aus einem Land wie Kanada, das vor Kurzem noch Kolonialland war – ein Land, wo das Schreiben und die Künste im Allgemeinen bis in die letzten Jahrzehnte hinein nicht ernst genommen wurden –, ist es nahezu unbegreiflich, mit dieser hoch angesehenen Auszeichnung geehrt zu werden.

Als dieser Preis 1950 erstmals verliehen wurde – gewiss als Geste der Hoffnung in einer Welt, die soeben noch vom verheerendsten Krieg der Geschichte zerrissen wurde –, war ich selbst erst zehn Jahre alt und wusste nichts über den Buchhandel, und sehr wenig über das Schreiben, auch wenn ich mich bereits darin versucht hatte. Meine schriftstellerischen Ambitionen hatte ich jedoch an den Nagel gehängt, nachdem ich im Alter von sieben Jahren mit meinem zweiten Roman auf halbem Wege gestrandet war. Buchstäblich gestrandet: Die Heldin war eine Ameise, und sie saß auf einem Floß und ließ sich einem Abenteuer entgegentreiben, das nie konkrete Formen annahm. Roman-

schriftsteller kennen das: der Anfang lässt sich vielversprechend an. Der Mittelteil dann: frustrierend, vielleicht sogar langweilig. Und erst recht, wenn es sich bei der Heldin um ein Insekt handelt – wobei das ein Problem ist, das Kafka recht gut in den Griff bekam.

Mit zehn Jahren wollte ich Malerin werden, oder besser noch, Modedesignerin. Ich zeichnete gern elegante Damen in ellenbogenlangen Handschuhen mit Zigarettenspitzen. Ich hatte so eine Person noch nie gesehen, aber ich kannte sie von Bildern. So vermag uns die Kunst zu verzaubern.

Doch nach ein paar missglückten Begegnungen mit einem Ölfarben-Set und einigen verwickelten Abenteuern mit einer Nähmaschine – mit anderen Worten, nachdem die Realität die Fantasie eingeholt hatte – beschritt ich mit sechzehn Jahren bereits den Pfad der Naturwissenschaften – genau wie mein älterer Bruder, der Neurophysiologe Dr. Harold Atwood, der heute hier im Publikum sitzt. Es mag eigenartig erscheinen, aber ich hatte vor, Botanikerin zu werden. Pflanzen waren stumm, leicht zu beobachten, und anders als Frösche bluteten sie nicht beim Sezieren, insofern hatte ich ein gutes Gewissen. Wäre das passiert, wäre ich in diesem Moment damit beschäftigt, fluoreszierende Kartoffeln für Sie zu klonen. Doch dann mutierte ich plötzlich zur Schriftstellerin, und ich begann, wild drauflos zu schreiben. Warum das passiert ist, weiß ich nicht, aber es war so, und die Fantasie nahm in meinem Leben erneut den ersten Platz ein.

Als Kanadierin kann ich es mir nicht als persönlichen Verdienst anrechnen, dass ich auf Ihrer Liste der Geehrten auftauche. Kanadier scheuen sich grundsätzlich, sich irgendetwas als persönlichen Verdienst anzurechnen. Wenn es heißt, wir hätten etwas gewonnen, werfen wir erstmal einen Blick hinter uns, um zu sehen, wer tatsächlich gemeint war, da wir es unmöglich selbst sein können. Ebenso wenig kann ich den Titel Aktivistin für mich in Anspruch nehmen, als die ich ja oft bezeichnet werde. Ich bin keine echte Aktivistin – eine echte Aktivistin würde ihr Schreiben als Vehikel für ihren Aktivismus sehen – für ihre wichtige Sache, welche auch immer –, und das war bei mir nie der Fall. Es stimmt zwar, dass man keine

Romane schreiben kann, ohne die Welt zu betrachten, und dass man sich beim Betrachten der Welt natürlich fragt, was los ist und das dann zu beschreiben versucht; ich glaube, Schreiben ist zu einem Großteil der Versuch zu ergründen, warum Menschen tun, was sie tun. Menschliches Verhalten, tugendhaftes wie teuflisches, versetzt mich immer wieder in Erstaunen. Wer jedoch über menschliche Verhaltensweisen schreibt, erweckt vielleicht den Anschein von Aktivismus, da Sprache eine inhärente moralische Dimension hat, und Geschichten genauso. Der Leser wird moralische Urteile fällen, selbst wenn der Schriftsteller behauptet, nur Zeugnis abzulegen. Was nach Aktivismus meinerseits aussieht, ist meist eine Art tollpatschiges Staunen. Warum *hat* denn der Kaiser nichts an, und warum wird es so oft als unhöflich empfunden, wenn man einfach damit herausplatzt?

*

Nachdem ich Ihnen nun also herzlich gedankt habe für all die netten Dinge, die Sie über mich gesagt haben, möchte ich diesen freudigen Augenblick den Sternen zuschreiben und dem glücklichen Zusammenspiel meiner zugegeben seltsamen Arbeit - vor allem meiner seltsamen dystopischen Arbeit - mit dem zugegeben seltsamen historischen Augenblick, den wir gerade durchleben.

Was ist das für ein seltsamer historischer Augenblick? Es ist eine Zeit, wo der Boden - der vor Kurzem noch ziemlich stabil wirkte, wo Saatzeit auf Erntezeit folgte und ein Geburtstag auf den nächsten und so weiter - wo dieser Boden unter unseren Füßen wankt, ein mächtiger Wind bläst und wir nicht mehr genau wissen, wo wir sind. Wir wissen auch nicht mehr genau, *wer* wir sind. Wem gehört das Gesicht da im Spiegel? Warum wachsen uns Fangzähne? Erst gestern noch waren wir von so viel gutem Willen und Hoffnung beseelt. Und jetzt?

Die Vereinigten Staaten erleben gerade einen solchen Augenblick. Nach der Wahl 2016 sagten junge Menschen dort zu mir: »Das hier ist das Allerschlimmste, was je passiert ist«, worauf ich sowohl erwiderte: »Nein, nein, es ist schon Schlimmeres passiert«, als auch: »Nein, das stimmt nicht; noch nicht.« Großbritannien macht ebenfalls gerade schwierige Zeiten durch, mit viel Heulen und Zähneklappern. Und dasselbe gilt, wenn auch auf weniger drastische Weise, aber doch - im Anbetracht der jüngsten Wahlergebnisse - auch für Deutschland. Diese Gruft hielt man bislang für verschlossen, doch irgendjemand besaß den

Schlüssel und hat die verbotene Kammer geöffnet - was für ein Ungeheuer wird daraus geboren? Verzeihen Sie mir dieses schauerliche Szenario, doch an vielen Fronten besteht Anlass zur Sorge.

Jedes Land hat, wie jeder Mensch, ein nobles Ich - das Ich, für das es sich gern halten würde -, und es hat ein Alltags-Ich - das einigermaßen manierliche Ich, mit dem es durch die alltäglichen Wochen und Monate kommt, wenn alles läuft wie erwartet -, und dann hat es ein verborgenes, viel weniger tugendhaftes Ich, das in Augenblicken der Bedrohung und Wut hervorbrechen und unsägliche Dinge tun kann.

Was aber verursacht solche Zeiten von Bedrohung und Wut - oder was verursacht sie heute? Dazu werden Sie schon viele Theorien gehört haben, und es werden bestimmt nicht die letzten sein. Es ist der Klimawandel, sagen die einen: Flutkatastrophen, Dürren, Waldbrände und Wirbelstürme wirken sich auf die Wuchsbedingungen aus, und dann gibt es Nahrungsmittelknappheiten, und dann gibt es soziale Unruhen, und dann gibt es Kriege, und dann gibt es Flüchtlinge, und dann gibt es die Angst vor Flüchtlingen, denn wird es genug für alle geben?

Es ist das wirtschaftliche Ungleichgewicht, werden andere sagen: Zu wenige Reiche kontrollieren zu viel vom Vermögen der Welt, und sie sitzen darauf wie Drachen und verursachen finanzielle Ungleichheit und Feindseligkeiten, und so entstehen soziale Unruhen und Kriege oder Revolutionen und so weiter. Nein, sagen wieder andere: Es ist die moderne Welt: Es sind Automatisierung und Roboter, es ist die Technologie, es ist das Internet, es ist die Manipulation von Nachrichten und Meinungen durch ein paar Opportunisten zu ihren Gunsten: Das Heer von Internet-Trollen und Astro-urfarn beispielsweise, die sich so sehr bemüht haben, die deutschen Wahlen zu beeinflussen, aber auch, wie es scheint, die ähnlichen Anstrengungen der Russen in den Vereinigten Staaten über Facebook. Aber warum überrascht uns das? Das Internet ist ein menschliches Werkzeug wie alle anderen: Axt, Gewehr, Eisenbahn, Fahrrad, Auto, Telefon, Radio, Film, um nur ein paar zu nennen - und wie jedes menschliche Werkzeug hat es eine gute Seite, eine schlechte Seite und eine dumme Seite, die Wirkungen zeitigt, die zunächst nicht vorherzusehen waren.

*

Unter diesen Werkzeugen ist womöglich das allererste, einzigartig menschliche Werkzeug: unse-

re Fähigkeit, dank differenzierter Grammatik zu erzählen. Was für einen Vorteil müssen Geschichten uns einst gebracht haben – die Möglichkeit, essentielles Wissen weiterzugeben, damit man nicht immer erst alles durch Ausprobieren selbst herausfinden musste. Wölfe kommunizieren, doch sie erzählen nicht die Geschichte vom Rotkäppchen.

Auch Geschichten können eine gute Seite und eine schlechte Seite haben, und eine dritte Seite, die unvorhergesehene Wirkungen zeitigt. Als Geschichtenschreiberin bin ich natürlich verpflichtet zu sagen, wie notwendig sie sind, wie sehr sie uns helfen, einander zu verstehen, wie sie Empathie schaffen und so weiter – und das ist wahr. Aber weil ich Geschichten schreibe, bin ich mir auch bewusst, dass sie Mehrdeutigkeiten und Gefahren bergen. Sagen wir einfach so: Geschichten haben es in sich. Sie können das Denken und Fühlen der Menschen verändern – zum Besseren oder zum Schlechteren.

Wie lautet also die Geschichte, die wir uns über unsere Gegenwart und ihre Beschwerden erzählen? Was immer die Ursache unserer momentanen Veränderungen sein mag, es ist so ein Moment, wo die Kaninchen auf dem Feld die Ohren spitzen, weil ein Jäger die Bühne betreten hat.

Da kommt er also des Weges, ein Wolf im Schafspelz oder gar ein Wolf im Wolfspelz, und dieser Wolf wird sagen: Kaninchen, ihr braucht einen starken Anführer, und ich bin genau der Richtige für den Job. Ich werde wie von Zauberhand die perfekte Welt der Zukunft erscheinen lassen und Eiscreme wird auf Bäumen wachsen. Aber zunächst einmal müssen wir die Zivilgesellschaft abschaffen – sie ist zu weich, sie ist degeneriert –, und wir werden die akzeptierten Verhaltensnormen aufgeben müssen, dank derer wir durch die Straßen gehen können, ohne uns andauernd gegenseitig ein Messer in den Rücken zu jagen. Und dann werden wir *diese Leute* abschaffen müssen. Erst dann wird die perfekte Gesellschaft erscheinen!

Diese Leute variieren von Ort zu Ort und von Epoche zu Epoche. Mal sind es Hexen oder Leproskranke, beiden gab man die Schuld für den Schwarzen Tod. Mal sind es die Hugenotten, im achtzehnten Jahrhundert in Frankreich. Mal sind es die Mennoniten. (Aber wieso die Mennoniten?, fragte ich einen mennonitischen Freund. Ihr wirkt doch völlig harmlos! Wir sind Pazifisten, erwiderte er. Auf einem Kontinent, der Krieg führt, geben wir ein schlechtes Beispiel ab.)

Jedenfalls sagt der Wolf: Macht, was ich sage, und alles wird gut. Widersetzt ihr euch, werde ich knurren und die Zähne fletschen und euch Stück für Stück zermalmen.

Die Kaninchen erstarren, weil sie verwirrt sind und Angst haben, und als sie endlich dahinterkommen, dass der Wolf es ganz und gar nicht gut mit ihnen meint, sondern alles nur zum Vorteil der Wölfe eingefädelt hat, ist es zu spät.

Ja, wissen wir, werden Sie sagen. Wir haben die Märchen gelesen. Wir haben Science Fiction gelesen. Man hat uns gewarnt, schon oft. Aber irgendwie hilft das nicht unbedingt, zu verhindern, dass diese Geschichte sich in menschlichen Gesellschaften immer wieder von neuem abspielt.

An dieser Stelle muss ich mich bei den Wölfen entschuldigen. Euren Namen, liebe Wölfe, habe ich nur als Metapher benutzt. Bitte fallt in den sozialen Medien nicht über mich her mit Botschaften wie: Du blöder privilegierter Mensch! Was weißt du denn schon vom Seelenleben der Wölfe, du anthropozentrischer Snob? Bist *du* schon mal mit der Pfote in eine Falle geraten? Ohne uns Wölfe könntet ihr euch kaum noch retten vor Rehen und Kaninchen, und dann?

Schon klar. Und mir ist auch klar, dass ihr Wölfe im Grunde gut seid, zumindest zu anderen Wölfen, oder zumindest zu Wölfen aus eurem eigenen Rudel. Ich kenne eure polyphone Musik und finde sie betörend. Vielleicht hätte ich lieber Dinosaurier nehmen sollen; die wären aber weniger gut verstanden worden, und womöglich nicht so unterhaltsam. Und das muss man als Geschichtenerzähler immer in Betracht ziehen. Wir sind eine hinterhältige Bande, und wir neigen zu leichtfertigen Entscheidungen.

*

Diese kleine Fabel, die ich hier zusammengesponnen habe, stammt aus meiner tiefen Vergangenheit – aus der Zeit, als ich ein Kind war und in der Wildnis im Norden Kanadas aufwuchs, fernab von den Dörfern und Ortschaften und Städten, aber ziemlich dicht dran an den Kaninchen und Wölfen. Wenn es dort oben regnete, gab es drei Formen der Beschäftigung: Schreiben, Zeichnen oder Lesen. Unter den Büchern, die ich las, waren die gesammelten Grimms Märchen – mitsamt ausgepickten Augen und rotglühenden Schuhen. Meine Eltern hatten das Buch mit der Post bestellt, und als sie sahen, was drin stand, befürchteten sie, es könne ihre Kinder verderben. Was wohl bei mir der Fall war. Es muss mich in diejenige Richtung verdor-

ben haben, Schriftstellerin zu werden, denn ohne Grimms Märchen - so clever, so fesselnd, so komplex, so gruselig, so vielschichtig, doch stets mit einer Endnote der Hoffnung, die einem das Herz bricht, weil sie so unwahrscheinlich ist, wie hätte ich sonst jemals - Sie ahnen, was jetzt kommt -, wie hätte ich sonst jemals das Buch »Der Report der Magd« schreiben können?

Der Buchumschlag der ersten amerikanischen Ausgabe ist sehr suggestiv. Abgebildet sind zwei Mägde in ihren roten Gewändern, die mit Korb über dem Arm an zwei Rotkäppchen erinnern. Hinter ihnen steht eine hohe Steinmauer - ganz wie DIE Mauer, die berühmte Berliner Mauer. Die beiden Frauen werfen ihre Schatten gegen die Mauer -, und diese Schatten sind die Schatten zweier Wölfe.

Den Roman begann ich in West-Berlin zu schreiben, im Jahr 1984 - ja, George Orwell sah mir dabei über die Schulter - auf einer gemieteten deutschen Schreibmaschine. Ringsherum stand die Mauer. Jenseits der Mauer lagen Ost-Berlin, und die Tschechoslowakei, und auch Polen - Länder, die ich damals alle besuchte. Ich weiß noch, was die Leute damals zu mir sagten, und was sie nicht sagten. Ich erinnere mich an die vielsagenden Redepausen. Ich erinnere mich an das Gefühl, das ich selbst hatte, aufpassen zu müssen, was ich sage, denn ich könnte unwissentlich jemanden in Gefahr bringen. Das alles fand Eingang in mein Buch.

Das Buch erschien 1985 in Kanada und 1986 in Großbritannien und den Vereinigten Staaten. Obwohl meine Grundregel gewesen war, nichts darin vorkommen zu lassen, was Menschen nicht irgendwo, irgendwann schon mal getan hatten, wurde es von einigen Kritikern mit Skepsis aufgenommen. Ja, es sei zu feministisch mit all dem Gerede von wegen Kontrolle über Frauen und deren nicht enden wollende Körper, aber auch zu weit hergeholt. *Dort* - in den Vereinigten Staaten -, wäre so etwas undenkbar, denn galten die Vereinigten Staaten im Kalten Krieg nicht als Kraft für das Gute? Standen sie nicht für Demokratie und Freiheit - so unvollkommen dies am Boden auch durchgesetzt wurde? Gegenüber geschlossenen Systemen wie der Sowjetunion war Amerika offen. Gegenüber Gewaltherrschaft versprach Amerika unbegrenzte Möglichkeiten aufgrund von Leistung. Auch wenn Amerika einige äußerst dunkle Kapitel seiner Geschichte zu bewältigen hatte - waren das nicht die Ideale? Doch. Das waren sie.

Aber das war damals. Heute, gut dreißig Jahre später, ist dieses Buch wieder aktuell, denn plötz-

lich wirkt es nicht mehr wie eine weit hergeholt, dystopische Fantasie. Es ist nur allzu wahr geworden. Dieser Tage tauchen rotgewandete Gestalten in den Parlamenten auf, um schweigend gegen die Gesetze zu protestieren, die dort hauptsächlich von Männern beschlossen werden, um Frauen zu kontrollieren. Deren Ziel ist es anscheinend, die Uhren zurückzudrehen, am liebsten ins neunzehnte Jahrhundert. In was für einer Welt wollen diese Abgeordneten leben? In einer sehr ungleichen: so viel steht fest. In einer ungleichen Welt, in der sie selbst mehr Macht haben werden und andere Menschen weniger. Beauftragt man die Ameisen, das Picknick auszurichten, werden die Ameisen das Picknick nach ihrem Geschmack umgestalten: Es wird keine Menschen geben, nur Sandwiches und Kekse. Die Ameisen zumindest wissen, in was für einer Welt sie leben wollen, und sie machen keinen Hehl daraus. Ameisen sind keine Heuchler.

Dieselbe Frage müssen sich die Bürger jedes Landes stellen: In was für einer Welt wollen sie leben? Ich mit meiner düsteren Weltsicht würde diesen Satz beschränken auf die Frage: Wollen sie leben? Denn wenn wir Abstand nehmen von unserem Menschenbild - so weit Abstand nehmen, bis die Grenzen zwischen den Ländern verschwinden und die Erde zu einer blauen Murmel im Weltall wird, mit viel mehr Wasser darauf als Land -, liegt es auf der Hand, dass unser Schicksal als Spezies daran geknüpft ist, ob wir die Meere zerstören oder nicht. Sterben die Meere, dann sterben auch wir - mindestens sechzig Prozent unseres Sauerstoffs stammt von Meeresalgen.

*

Aber ich will versuchen, Sie nicht allzu sehr zu deprimieren. Es gibt Hoffnung, es gibt Hoffnung: geniale Köpfe arbeiten bereits an Problemen wie diesen. Aber was soll man einstweilen als Künstler tun? Wozu überhaupt Kunst schaffen, in so verstörenden Zeiten? Was ist das überhaupt, Kunst? Warum sollten wir uns damit abgeben? Was macht man damit? Lernen, lehren, uns ausdrücken, die Realität beschreiben, uns unterhalten, die Wahrheit darstellen, feiern oder gar anklagen und verfluchen? Es gibt keine allgemeingültige Antwort. Seitdem der Mensch erkennbar menschliche Züge trägt, hat er Kunst geschaffen - Musik, Bilder, Theater - auch Rituale -, und Sprachkunst mitsamt dem Erzählen von Geschichten. Kinder reagieren auf Sprache und Musik, bevor sie selbst sprechen können: Die Fähigkeit scheint integriert zu sein. Die Kunst, die wir schaffen, ist spezifisch für die zugrunde liegende Kultur - für deren Standort,

deren treibendes Energiesystem, deren Klima und Nahrungsquellen, und für deren Glaubensvorstellungen, die wiederum mit allem verbunden sind. Aber noch nie haben wir keine Kunst geschaffen.

Jahrhunderte lang entstand Kunst im Auftrag der Herrscher – Könige, Kaiser, Päpste, Herzoge und dergleichen. Doch seit romantischen und postromantischen Zeiten werden an den Künstler andere Erwartungen gestellt. Natürlich soll er oder sie vor den Mächtigen die Wahrheit aussprechen, die Geschichten erzählen, die verdrängt worden sind, den Stimmlosen eine Stimme geben. Und viele Schriftsteller haben das getan; oft haben sie sich Ärger eingehandelt, und manchmal hat es sie das Leben gekostet. Aber sie mussten gestalten. Sie haben heimlich geschrieben, sie haben ihre Manuskripte aus der Gefahr herausgeschmuggelt und dabei ihr Leben aufs Spiel gesetzt. Sie sind von weit her gekommen, erschöpft wie der Bote aus dem Buch Hiob, der die Worte spricht: »*Und ich bin allein entkommen, um es dir zu melden.*«

*

Um es dir zu melden. Um es dir, lieber Leser, singular, zu melden. Ein Buch ist eine Stimme in deinem Ohr; die Botschaft ist – während du sie liest – für dich allein bestimmt. Ein Buch zu lesen ist sicherlich die denkbar intimste Erfahrung der Gedankenwelt eines anderen Menschen. Schriftsteller, Buch und Leser – in diesem Dreieck stellt das Buch den Boten dar. Und alle drei sind Teil eines Schöpfungsaktes, ähnlich wie Komponist, Orchestermitglied und Zuhörer am Schöpfungsakt teilnehmen. Der Leser ist der Musiker des Buches.

Und was den Schriftsteller anbelangt, ist sein Part erledigt, sobald das Buch hinausgeht in die Welt; es ist das Buch, das dann leben oder sterben wird, und was mit dem Schriftsteller passiert, ist an diesem Punkt, aus Sicht des Buches, sekundär.

Jeder Gewinner eines Kunstpreises ist der vorübergehende Repräsentant aller Praktizierenden dieser Kunst sowie der Gemeinschaft, die die Existenz der Kunst ermöglicht – diejenigen, die uns vorangegangen sind, diejenigen, von denen wir selbst gelernt haben, diejenigen, die gestorben sind, bevor sie Anerkennung fanden, diejenigen, die gegen Rassendiskriminierung ankämpfen

mussten, ehe sie ihre Stimme fanden, diejenigen, die für ihre politischen Ansichten getötet wurden und diejenigen, denen es gelang, Zeiten der Unterdrückung und Zensur zu überstehen. Dann gibt es diejenigen, die nie Schriftsteller wurden, weil man ihnen keine Möglichkeit gab – wie die vielen nordamerikanischen, australischen und neuseeländischen Geschichtenüberbringer und *oral poets* aus indigenen Kulturen der Vergangenheit und sogar der Gegenwart. Für solche Stimmen öffnen sich auf der ganzen Welt Türen; andere Türen aber werden geschlossen. Hier müssen wir wachsam bleiben.

Meinen Lehrern also, den toten wie den lebenden, den vielen Schriftstellern in meinem Leben und in meiner Bibliothek; meinen Lesern, denen ich meine Geschichten anvertraut habe, all meinen Verlegern, die meine Arbeit nicht für Papierverschwendung gehalten und die auf mich gesetzt haben, meinen Agenten, Begleitern auf dieser Reise, und all den Freunden und Fachleuten, die mir über die Jahre geholfen und mich unterstützt haben, einschließlich meiner Familie, meiner unmittelbaren wie erweiterten, meiner Mutter, einer wunderbaren Vorleserin – danke für eure Gaben.

Eine Gabe sollte erwidert oder weitergegeben werden – sie sollte von Hand zu Hand wandern wie ein Buch. Lassen Sie uns hoffen auf eine Welt, in der solche Gaben noch immer möglich sind. Lassen Sie uns keine Türen schließen und Stimmen zum Schweigen bringen. Eines Tages werde ich einen Strand entlang spazieren oder einen Buchladen betreten, und ich werde eine Flaschenpost finden oder ein Buch, und ich werde es öffnen und werde die Botschaft lesen, von dir an mich – ja, von dir da draußen, einem jungen Schriftsteller, und vielleicht ist es sein erstes Buch. Und ich werde sagen: Ja. Ich kann dich hören. Ich kann deine Geschichte hören. Ich kann deine Stimme hören.

Nochmals meinen herzlichsten Dank an Euch alle.

*Aus dem kanadischen Englisch übersetzt von
Monika Baark.*

Die Friedenspreisträger des Deutschen Buchhandels und ihre Laudatoren

1950	Max Tau - Adolf Grimme	1985	Teddy Kollek - Manfred Rommel
1951	Albert Schweitzer - Theodor Heuss	1986	Władysław Bartoszewski - Hans Maier
1952	Romano Guardini - Ernst Reuter	1987	Hans Jonas - Robert Spaemann
1953	Martin Buber - Albrecht Goes	1988	Siegfried Lenz - Yohanan Meroz
1954	Carl J. Burckhardt - Theodor Heuss	1989	Václav Havel - André Glucksmann
1955	Hermann Hesse - Richard Benz	1990	Karl Dedecius - Heinrich Olschowsky
1956	Reinhold Schneider - Werner Bergengruen	1991	György Konrád - Jorge Semprún
1957	Thornton Wilder - Carl J. Burckhardt	1992	Amos Oz - Siegfried Lenz
1958	Karl Jaspers - Hannah Arendt	1993	Friedrich Schorlemmer - Richard von Weizsäcker
1959	Theodor Heuss - Benno Reifenberg	1994	Jorge Semprún - Wolf Lepenies
1960	Victor Gollancz - Heinrich Lübke	1995	Annemarie Schimmel - Roman Herzog
1961	Sarvepalli Radhakrishnan - Ernst Benz	1996	Mario Vargas Llosa - Jorge Semprún
1962	Paul Tillich - Otto Dibelius	1997	Yaşar Kemal - Günter Grass
1963	Carl F. von Weizsäcker - Georg Picht	1998	Martin Walser - Frank Schirrmacher
1964	Gabriel Marcel - Carlo Schmid	1999	Fritz Stern - Bronislaw Geremek
1965	Nelly Sachs - Werner Weber	2000	Assia Djebar - Barbara Frischmuth
1966	Kardinal Bea/Visser 't Hooft - Paul Mikat	2001	Jürgen Habermas - Jan Philipp Reemtsma
1967	Ernst Bloch - Werner Maihofer	2002	Chinua Achebe - Theodor Berchem
1968	Léopold Sédar Senghor - François Bondy	2003	Susan Sontag - Ivan Nagel
1969	Alexander Mitscherlich - Heinz Kohut	2004	Péter Esterházy - Michael Naumann
1970	Alva und Gunnar Myrdal - Karl Kaiser	2005	Orhan Pamuk - Joachim Sartorius
1971	Marion Gräfin Dönhoff - Alfred Grosser	2006	Wolf Lepenies - Andrei Pleşu
1972	Janusz Korczak - Hartmut von Hentig	2007	Saul Friedländer - Wolfgang Frühwald
1973	The Club of Rome - Nello Celio	2008	Anselm Kiefer - Werner Spies
1974	Frère Roger - (keine Laudatio)	2009	Claudio Magris - Karl Schlögel
1975	Alfred Grosser - Paul Frank	2010	David Grossman - Joachim Gauck
1976	Max Frisch - Hartmut von Hentig	2011	Boualem Sansal - Peter von Matt
1977	Leszek Kołakowski - Gesine Schwan	2012	Liao Yiwu - Felicitas von Lovenberg
1978	Astrid Lindgren - H.-C. Kirsch, G. U. Becker	2013	Swetlana Alexijewitsch - Karl Schlögel
1979	Yehudi Menuhin - Pierre Bertaux	2014	Jaron Lanier - Martin Schulz
1980	Ernesto Cardenal - Johann Baptist Metz	2015	Navid Kermani - Norbert Miller
1981	Lew Kopelew - Marion Gräfin Dönhoff	2016	Carolin Emcke - Seyla Benhabib
1982	George Kennan - Carl F. von Weizsäcker	2017	Margaret Atwood - Eva Menasse
1883	Manès Sperber - Siegfried Lenz		
1984	Octavio Paz - Richard von Weizsäcker		

Die Reden, die am 15.10.2017 aus Anlass der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels an Margaret Atwood in der Frankfurter Paulskirche gehalten werden, sind urheberrechtlich geschützt. Das zweisprachige (deutsch/englisch) Buch mit den Reden von der Friedenspreisverleihung und weiteren Informationen zum Friedenspreisträger ist im November 2017 mit der ISBN 978-3-7657-3307-9 erschienen und kostet 14,90 €.

Kontakt

Börsenverein des Deutschen Buchhandels e.V.
 Geschäftsstelle Friedenspreis des Deutschen Buchhandels - Martin Schult
 Schiffbauerdamm 5, 10117 Berlin
 Tel. 030/2800 783-44, Fax 030/2800 783-50
 Mail: m.schult@boev.de
 Internet: www.friedenspreis-des-deutschen-buchhandels.de